

Rezensionen *Reviews*

Joachim Baur (Hg.) Museumsanalyse. Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes. Bielefeld: transcript 2010.

Der von Joachim Baur herausgegebene Sammelband „Museumsanalyse. Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes“ reagiert auf den seit zwei Jahrzehnten anhaltenden „Museumsboom“ (7). Tatsächlich lassen sich nicht nur immer neue Museen zu den unterschiedlichsten Themen finden: Gern zitiert wird das „Spargelmuseum“ oder das „Schokoladenmuseum“, aber auch präparierte menschliche Körper („Körperwelten“), Freizeitaktivitäten (z.B. das Museum des Deutschen Fußball-Bundes) oder grenzüberschreitende Bewegungen („Migrationsmuseen“) werden museal aufbereitet präsentiert. Neben der sich ausdifferenzierenden Musealisierung des Alltäglichen lässt sich eine zweite Tendenz feststellen – die Musealisierung der Gegenwart. Dies zeigt sich unter anderem in den Transformationen schon existierender Museen, wie z.B. des Frankfurter Historischen Museums: In der überarbeiteten und ergänzten Dauerausstellung wird es einen Part „Frankfurt jetzt“ geben – Hinweise also, dass das Museum aus seinen vier Wänden ausbricht oder eben die Gegenwart in das Museum Einzug hält. Es scheint somit durchaus an der Zeit, sich zu fragen, welche methodischen Ansätze für die Analyse von Museen ergiebig sind. Der rezensierte Sammelband versteht sich hier, wie im Titel deutlich wird, als Grundlegung für ein „neues Forschungsfeld“. Der Herausgeber Joachim Baur betont in der Einleitung die beiden wesentlichen Ziele: Zum einen ein „kritisches Verstehen“ der Institution jenseits einer „philosophisch-totalisierender Herangehensweise“ (8) zu ermöglichen und andererseits einen „analytischen Werkzeugkasten“ zur Verfügung zu stellen (9).

Im ersten der drei den Sammelband untergliedernden Abschnitte nähert Baur sich definitorisch dem „Museum“. Hierbei skizziert er einerseits die begriffliche und institutionelle Genealogie des Museums und stellt kursorisch ein Kaleidoskop möglicher Analyseansätze vor. Die Kulturanthropologin und Museumsforscherin Sharon Macdonald konzentriert sich anschließend auf die veränderte Sicht auf das Museum im Zuge der New Museology, auf die ich, da es sich um einen zentralen Wendepunkt in der Museumsforschung handelt, der im Sammelband immer wieder aufgegriffen wird, weiter unten zurückkommen werde.

Im zweiten Teil „Methoden“ werden historisch-quellenkritische (Thomas Thiemeyer), ethnographische (Eric Gable), zeichen- (Jana Scholze) und erzähltheoretische (Heike Buschmann) Begrifflichkeiten und praktische Forschungsdesigns sowie neue Tendenzen in der BesucherInnenforschung (Volker Kirchberg) vorgestellt und diskutiert.

Der dritte Abschnitt widmet sich den „Perspektiven“. Hier werden „unterschiedliche Fragehorizonte und thematische Zusammenhänge“ präsentiert, innerhalb derer sich Museumsanalysen verorten können (11): das Museum als umkämpfter Raum in der Erinnerungskultur (Katrin Pieper), als Element der Stadtentwicklung (Volker Kirchberg) und im Kontext der Wissenschaftsgeschichte. Der Sammelbeitrag mit kurzen Statements aus Frankreich (Hanna Murauskaya), Spanien (Maria Bolaños), Italien (Giovanni Pinna) und Russland (Hanna Murauskaya) soll einen Überblick über die wichtigsten Publikationen und Forschungstrends in den jeweiligen Ländern geben und auf die „Notwendigkeit einer weiteren Internationalisierung der museumswissenschaftlichen Debatte“ verweisen (12). Da ich gerade in der Multiperspektivität die Stärke des Bandes sehe, werde ich auf alle Ansätze eingehen und die mir wesentlich erscheinenden Aspekte in Relation zueinander setzen.

Die Aufsätze lassen sich grob betrachtet in drei Gruppen der methodischen Herangehensweise unterteilen, die von einer Analyse der Mikroebene über die Mesoebene bis hin zur Makroperspektive reichen: Im Hinblick auf die Mikroebene spielen vor allem der Ausstellungsraum mit seinen Texten, Objekten und RezipientInnen eine zentrale Rolle. Auf der Mesoebene werden die sozialen Interaktionen im Museum ethnographisch betrachtet und der Fokus liegt auf den Bedeutung generierenden Praktiken. Bezüglich der Makroebene wird das Museum im Spannungsfeld gesellschaftlicher Transformationsprozesse untersucht. Diese Dreiteilung deckt sich teilweise mit der im Sammelband vorgegeben Anordnung der Beiträge, teilweise liegt sie jedoch quer dazu.

Dieser von mir aufgemachten Struktur folgend werde ich zunächst Thiemeyer, Buschmann und Scholz diskutieren, die sich auf die Textebene der Ausstellung konzentrieren. Thiemeyer stellt die Methode der hermeneutischen Quellenkritik vor und interpretiert die Ausstellung als Quelle. Diese Quelle ist schon deswegen etwas unhandlich, da sie sich nicht nur aus Texten, sondern auch aus Objekten zusammensetzt. Diesem Umstand wird der Autor gerecht, indem er die zentralen Begriffe „Tradition“, „Denkmal“ und „Überrest“ in Anlehnung an den Historiker Gustav Droysen definiert und die Wandelbarkeit von Objektbedeutungen diskutiert. Quellen, die mit der Absicht der Überlieferung angefertigt werden, gehören demnach der Kategorie „Tradition“ an, unbewusste Zeugnisse dem „Überrest“ und

„Denkmale“ gelten als „Erinnerungszeichen“ (76ff). Diese Zuschreibungen sind jedoch nicht statisch: Im Zuge ihrer Musealisierung erhalten zum Beispiel Alltagsobjekte einen anderen medialen Raum, wechseln vom privaten und kommunikativen in das öffentlich-kollektive Gedächtnis. Als Quellen und Exponate sind sie nicht länger biographisch gestützt, sondern ethnographisch definiert“ (76). In seiner darauf folgenden Präsentation einer Checkliste der Ausstellungsanalyse fließt diese zentrale Bedeutung der Objekte nicht mehr mit ein. Das Forschungsdesign stellt vor allem eine auf die Programmatiken sowie die Ausstellungstexte und -objekte ausgerichtete Analyse dar. Wie Thiemeyer selbst kritisch bemerkt, liegen die Vorteile der hermeneutischen Methode vor allem darin, die nicht gesagten und tabuisierten Aspekte der Geschichtsschreibung aufzudecken, aber nicht unbedingt der materiellen Dimension von Ausstellungen gerecht zu werden (89). Während Thiemeyer diachron und somit eher die Geschichten hinter den Objekten, Texten und der Ausstellungs-konzeption analysiert, konzentriert sich Scholze auf die Analyse der Zeichenprozesse im Museum und die Semiotik: „Sie erlaubt eine Differenzierung der komplexen Beziehungen zwischen den konkreten Objekten, dem räumlichen Arrangement, beschreibenden Texten und nicht zuletzt dem Besucher“ (129). In Anschluss an die ideologiekritischen Arbeiten von Roland Barthes und von Umberto Eco fragt die Semiotik nach der Diskrepanz zwischen konkretem Objekt und seinem Zeichencharakter (133) sowie nach der Polysemie von Präsentationen. Scholze untersucht Ausstellungen als Kommunikationsphänomene (137). Die Ausstellungs-konzeption sei hiernach ein „Versuch der Begrenzung und Ordnung von Bedeutungen mittels Codierungen“ (137). Bezugnehmend auf Eco gehe es um die Analyse der „Bedingungen und Verstehbarkeit einer Botschaft“ (146). Das Verhältnis von Text und Objekt wird durch ein Beispiel Mieke Bals verdeutlicht: Durch den im Text erzeugten Realismus würden Aussparungen und Leerstellen unsichtbar gemacht bzw. unterdrückt (135). Ähnlich wie Thiemeyer und Scholze konzentriert sich auch Buschmann auf die Textebene der Ausstellung, jedoch stellt sie das Zusammenspiel von Erzählung und Leseprozess in den Mittelpunkt. Die Erzählung, die in Anlehnung an die neue Kulturgeographie durch die räumliche Gestaltung der Ausstellungsarchitektur dreidimensional interpretiert wird, gibt demnach eine Struktur vor, deren fehlende Verknüpfungen durch den Betrachter hergestellt werden. Für die Narrationsanalyse spielt die Erzähler- und Figurenanordnung genauso wie die Geschichte, der Plot des Textes, die Zeitstruktur und ihre Beziehungen untereinander eine wesentliche Rolle (152f).

Während bei diesen drei Aufsätzen MacherInnen, Programmatiken und Ausstellungstexte im Mittelpunkt stehen, schaut sich Kirchberg die Entwicklungen in der Evaluationsforschung an und geht der Frage nach, wie erforscht wird, was bei den LeserInnen und RezipientInnen nach der „Lektüre“ in

Erinnerung bleibt und als Lernleistung gilt. Dies scheint Heiner Treinen zufolge nicht viel zu sein: „Museen als Lernorte sind eine irriige Annahme“ und zeichnen sich vor allem durch „aktives Dösen“ aus (175). In Auseinandersetzung mit diesem sogenannten „Treinen-Schock“ wurden in der Evaluationsforschung zunehmend die unterschiedlichen Lernvoraussetzungen und Wahrnehmungsmuster in die Bewertung der Vermittlungsleistung von Ausstellungen miteinbezogen (176). Es war der Beginn einer weniger quantitativ-deskriptiven und stärker analytisch-qualitativ ausgeprägten Besucherforschung (180). Hieran anknüpfend kann Gables und Macdonalds Anspielung an die im Hinblick auf ihre Intentionen gescheiterte Ausstellung „Into the heart of Africa“ gelesen werden. Gable kommentiert, dass vor allem die fehlende BesucherInnenorientierung dazu führte, dass die Ausstellung trotz ihres kritischen und antikononialen Anspruchs von großen Teilen der „schwarzen Community“ als beleidigend empfunden wurde (54). Macdonald ergänzt, dass durch die Ironisierung von kolonialen Objekten zwar postkoloniale Verhältnisse und rassistische Stereotype in Frage gestellt werden sollten, jedoch sei diese Ironisierung in Form „postmoderne(r) Repräsentationsstrategien“ (55) bei den BesucherInnen nicht als solche angekommen.

Gable möchte ich im Folgenden noch ein weiteres Mal herausgreifen, um eine Form der Museumsanalyse zu diskutieren, bei der nicht die Repräsentation und die Ausstellung im Vordergrund stehen, sondern der Prozess der Bedeutungsherstellung und das Museum als sozialer Raum. Gable bewegt sich damit auf der Mesoebene der Analyse, beachtet also nicht mehr den Ausstellungstext, seine Entstehungsgeschichte oder seine Decodierung, sondern die Menschen in den Räumen des Museums. Im Gegensatz zu den vorhergehenden Ansätzen und ihrer linearen Analyserichtung ist Gable darauf bedacht, die sozialen Interaktionen zu rekonstruieren und „unbewußte kulturelle Strukturen“ zu entschlüsseln (109). Hierbei untersucht er nicht explizit Ausstellungen, sondern das Museum als Institution. Gable steht für einen analytischen Blick auf das Museum, welcher sich dem „social life“ der Institution verschrieben hat und ist neben Macdonald der einzige Vertreter dieser Perspektive im Rahmen des Sammelbands. Gable deutet das Museum als sozialen Raum bzw. mit einigen Abstrichen als ethnographisch beobachtbares „Dorf“ (109). Der Prozess der Wissensproduktion sowie die Interaktionen von den beteiligten AkteurInnen sind bei Gable zentral (108).

Gable tangiert mit seinem Beitrag aber auch das dritte von mir aufgemachte Feld: die Makroperspektive gesellschaftlicher und politischer Konflikte um Wahrheits- und Repräsentationsfragen. Diese methodischen Ansätze verorten und diskutieren Museen in ihren wissenshistorischen, kulturpolitischen und sozioökonomischen Kontexten. Was die meisten dieser Aufsätze durchzieht, ist sowohl die

Feststellung einer Transformation der Wissenschaften, die sich mit dem Museum beschäftigen, als auch einer Transformation der dem Museum zugeschriebenen Funktionen und Aufgaben. Insbesondere in den Aufsätzen von Macdonald, Gable und Pieper wird deutlich, wie diese Phänomene mit politischen Transformationen, Kritik an Repräsentationspraktiken und -diskursen sowie den Protestbewegungen der 1960er/70er Jahre (53, 100, 189) verbunden sind. Das Entstehen der Neuen Museologie, wie auch des „study up“ (99) in der Ethnologie, welches sich der „ethnographischen Untersuchung von Institutionen innerhalb des Staates“ zuwendet, „die an der Produktion und Verbreitung des Wissens“ beteiligt sind (Gable, 102), sind Teil und Produkt dieser gesellschaftlichen Auseinandersetzungen. Gable, Macdonald und auch te Heesen beschäftigen sich mit diesen Transformationen des wissenschaftlichen Selbstverständnisses in ihren jeweiligen Disziplinen und deren Bedeutung für die Museumsforschung und die Ausstellungsarbeit. Auffallend sind hierbei zwei Neuerungen: In den Vordergrund trat in den letzten beiden Jahrzehnten die Bedeutung von Objekten, die Analyse der Wissensproduktion in Ausstellungen und der Anspruch der „Demokratisierung“ des Museums (Kirchberg, 254). In dieser Perspektive rückt also die Analyse des Verhältnisses von Wissensproduktion und Machtverhältnissen in den Mittelpunkt. Macdonald argumentiert, dass sich diese Sicht auf das Museum nicht zuletzt durch eine an Foucault angelehnte Repräsentationskritik entwickelt hat, die die Wertfreiheit von Wissen in Frage stellt und in Hinblick auf die Fragen der Reproduktion von Ungleichheit untersucht (52). Sie zeichnet die Wandlungsgeschichte der Museumswissenschaft von einer auf praktische Fragen der Verwaltung und Konservierung ausgerichteten Wissenschaft (50) zur selbstreflexiven „New Museology“ nach. Te Heesen wie auch Macdonald verweisen hier u.a. auf Bruno Latour und seine Sicht auf Objekte als eigenständige Akteure. Neue sich hieraus generierende Forschungsansätze rekurren dabei auf die Verfolgung von Objekten und ihre Kommodifizierung und gehen hierbei mit Objektbiographien über textbasierte Ansätze hinaus (58). Auch te Heesen deutet darauf hin, dass mit der zunehmenden Relevanz von Universitäts-sammlungen und der Wiederentdeckung der Kunst- und Wunderkammern sowohl neue Fragen nach dem Verhältnis von Artefakt, Wissenschaft und Museum, als auch den Praktiken des Sammelns und Strukturierens von Objekten aufgekommen sind (217).

Wissen und Macht spielen auch im Aufsatz von Pieper und dem zweiten Beitrag von Kirchberg eine Rolle. Besonders aufschlussreich ist deren kritische Auseinandersetzung mit kollektiven Gedächtnistheorien und Erinnerungskulturen. Assmanns viel zitiertes Konzept des kulturellen Gedächtnisses affirmiere demnach „die Vorstellung eines statischen, homogenen, in sich geschlossenen und einheitlichen Gruppengedächtnisses“ (195). Pieper setzt dem eine anwendungsorientierte Lesart in Form des

Konzepts der Erinnerungskultur entgegen. Erinnerung wird hier mit Bezug auf Gordon Fyfe als „conflicted space“ gedeutet, in dem Identitäten und legitimierende Narrationen ausgehandelt werden (201). Die Autorin interpretiert Museen als „Indikatoren“ und „Generatoren“, welche ihre Konjunktur sowohl den seit 1989 erfolgten politischen Transformationen als auch den Forderungen nach Anerkennung durch „minoritäre, migrantische und postkoloniale Erinnerungsgemeinschaften“ verdanken würden (190). Diese gesellschaftlichen Transformationen gingen immer auch mit einer Forderung nach der Veränderung von Erinnerungskulturen einher. Für die Analyse dieser Dissonanzen und Transformationen schlägt Pieper ein diskursanalytisches Vorgehen vor, das Rückschlüsse auf „dominante Diskursinhalte“ und „Erinnerungsakteure“ erlaube (207).

Auch bei Kirchberg wird das Museum im Sinne eines Generators und Indikators gesellschaftlicher Transformationsprozesse gesehen, diesmal aus der Blickrichtung der Stadtentwicklung. Museen seien demnach „als pseudokommerzielle Unternehmen“ dazu aufgefordert worden, Bedürfnisse wirtschaftlich profitabler Zielgruppen zu bedienen. Bildungspolitische Aufgaben träten damit in den Hintergrund und die Erlebnisorientierung in den Vordergrund. Es käme zu einer Segregation aus Marketinggründen, da immer nur bestimmte Zielgruppen adressiert werden (249). Kirchberg zufolge wird das Museum zum Instrument für die kulturelle und wirtschaftliche Revitalisierung von Stadtquartieren. Methodisch greift der Autor auf ein dreigeteiltes Raumkonzept zurück, wobei er das Museum als materialisiertes Produkt sowie als Teil der Imagebildung im Stadtraum und in der politischen Arena der städtischen Gesellschaft analysiert (232). Er kontrastiert hierbei die verschiedenen Funktionen, die latent oder manifest dem Museum zugeschrieben werden und die Interessenkonflikte, die sich an diesen unterschiedlichen Zuschreibungen entladen (232). Abschließend geht Kirchberg auf die New Museology und die Demokratisierung des Museums ein, deren Ziel es sei, „Wissen über potenzielle und bisher aufgetretene lokale Konflikte zu erwerben und dieses Wissen bei der Realisierung von Ausstellungen umzusetzen“ (255).

„Wie man ins Museum hineinfragt, so schallt es heraus“ (42), bemerkt der Herausgeber in Bezug auf die Analyse von Museen. Gleiches gilt für die Einschätzung dieses Sammelbandes: Wer eine Programmatik für die Analyse von Museen erwartet, wird beim Lesen nicht auf seine Kosten kommen. Wer sich jedoch Anregungen holen und einen Einblick in die Bandbreite unterschiedlicher methodischer und theoretischer Sichtweisen auf das Museum gewinnen möchte, wird eine Vielzahl interessanter Ansätze finden. Gerade die interdisziplinäre Zusammenstellung macht das Lesen reizvoll. Der Band erlaubt es, unterschiedliche Methoden miteinander in Verbindung zu setzen und dies

gibt wiederum Denkanstöße für neue Forschungsperspektiven. Viele der Aufsätze insbesondere aus dem „Methoden“-Teil bieten kompakte Einführungen in Konzepte und Begrifflichkeiten der jeweiligen Forschungsfelder. Hierbei wären jedoch eine vollständige Aufführung der zitierten Literatur sowie ausführlichere Bibliographien wünschenswert gewesen. Der Sammelbeitrag zur internationalen Perspektive am Ende des Bandes ist nicht ganz schlüssig eingebunden in das Gesamtkonzept und steht etwas isoliert da, er kann aber zumindest Eindrücke über die Entwicklung und den Stand der Museumsforschung in den jeweiligen Ländern vermitteln. Weiterführend und wünschenswert wäre auch eine Diskussion des Verhältnisses zwischen „Ausstellung“ und „Institution Museum“ gewesen. Ein Großteil des als Methodenteil ausgedachten Parts des Buchs widmet sich der Ausstellungsanalyse. Dies ist sicherlich ein wesentlicher Teil der Museumsanalyse, aber darin erschöpft sie sich nicht. Gerade in Hinblick auf die Erkenntnisse der New Museology, auf die im Band sehr oft rekurriert wird, wäre eine explizite analytische Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Ausstellung und Museum aus folgenden Gründen fruchtbar gewesen: Die Ausstellung ist zwar der sichtbarste Teil des Museums, aber sie ist nur *ein* Teil von ihm. Gerade die „Neuen Museen“ (vgl. Kirchberg) gehen über das reine Ausstellen und über die Wände des Museums hinaus – sei es mit Veranstaltungen, Workshops oder der Einbindung von AnwohnerInnen/BesucherInnen. Unabhängig davon lässt sich auch in ganz „klassischen“ Museen, die sammeln, bewahren und exponieren, ein reges soziales Leben finden, wie Gable sehr anschaulich zeigt. Weiterhin sind Museen Teil einer politischen und kulturellen Landschaft. Als Institutionen sind sie nicht nur die Gebäude, in denen Ausstellungen beherbergt werden, sondern auch Elemente eines sozialen Raums. Sie haben einen ökonomischen, bildungspolitischen und/oder kulturellen Auftrag. Um das „Was“ und „Wie“ des Gezeigten wird nicht nur intern, sondern auch medial gestritten. Es ist nicht statisch, sondern unterliegt Transformationen und Wandlungen. Das Museum mit seinen BesucherInnen, MitarbeiterInnen, Objekten und Ausstellungen ist in vielfältige ästhetische, soziale und politische Vernetzungen eingebettet. Es ist eingebunden in gesamtgesellschaftliche Machtverhältnisse. Es wäre selbstverständlich eine Illusion zu glauben, diese Komplexität ließe sich in einer einzigen Studie abbilden. Mit erscheint es jedoch sinnvoll, im Rahmen von „Museumsanalysen“ Methoden zu generieren, um jene Leerstelle zu füllen, die entsteht, wenn entweder nur Ausstellungen (Mikroebene) oder nur die Rolle des Museums im gesamtgesellschaftlichen Kontext (Makroebene) untersucht werden. Die im Buch erwähnten Ansätze zu einer konkreteren Beschäftigung mit den Biographien von Objekten (vgl. u.a. Macdonald) sowie ethnographisch inspirierte Untersuchungen geben hierfür wichtige Denkanstöße. Die Aufsätze

stellen somit eine überaus lesenswerte Grundlegung für ein neues Forschungsfeld dar und verdeutlichen gleichzeitig, dass sich eine Analyse dieser komplexen Zusammenhänge nicht mit einer singulären Programmatik bewältigen lässt.

Patricia Deuser

Jens Maeße: Die vielen Stimmen des Bologna-Prozesses. Zur diskursiven Logik eines bildungspolitischen Programms. Bielefeld: transcript 2010.

Auffallend oft ist es die Europäische Hochschulstrukturreform, die SozialwissenschaftlerInnen über die Fachbereichsgrenzen hinweg fasziniert und Gegenstand zahlreicher Untersuchungen ist. In den letzten Jahren werden vermehrt wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht, die weniger Erfahrungsberichte noch Zustandsbeschreibungen, sondern zumeist kritische Analysen einer Reformwirklichkeit an den Hochschulen sind. Zuletzt spielt dabei immer häufiger die wichtige Frage nach der Verantwortung für das Reformhandeln eine zentrale Rolle. Da das hochschulpolitische Feld durch eine Vielzahl und eine Vielfalt von Akteuren konstituiert wird, die gemeinsam an den Planungs-, Implementierungs- und Umsetzungsprozessen der Reform beteiligt sind, gestaltet sich die Suche nach dem Einen, der dafür Verantwortung trägt, äußerst kompliziert. Das zeigt zum Beispiel die Publikation von Jens Maeße, der diskursanalytisch die Frage untersucht, „wie der technokratische Konsensdiskurs des Bologna-Prozesses politische Handlungsfelder aufspannt, in denen Akteure an den Hochschulen, Ministerien, Verbänden und der hochschulpolitischen Öffentlichkeit sich auf spezifische Art und Weise verorten müssen.“ (12)

Der Autor, ein Soziologe an der Universität Mainz, wählt den sprachwissenschaftlich-analytischen Zugang, um anhand der Protokolle (z.B. der Bologna-Beschlüsse) und anderer Dokumente (z.B. der Hochschulrektorenkonferenz) nachzuvollziehen, wie sich „politische Verantwortlichkeit unsichtbar macht“ (29). Dieses Phänomen ist dem Reform-Prozess eigentümlich inhärent. Die zahlreichen Texte, die den Prozess aufklärend begleiten, lesen sich Maeße zufolge „sperrig und technokratisch. Oft können viele unterschiedliche Bedeutungsvarianten nebeneinander bestehen, wobei es schier unmöglich scheint, sich auf eine der multiplen Möglichkeiten von Sinn festzulegen.“ (28)

Damit lassen sich zunächst zwei Besonderheiten des Reformprozesses herausarbeiten, die für den Autor und sein Untersuchungsvorhaben eine „analytische Herausforderung“ darstellen (133). Zum Einen betrifft das die Beschaffenheit des Bologna-Prozesses, der einen „Kreativität stiftenden Cha-

rakter“ besitze (132): „(...) (Ü)blicherweise enthält jedes Reformprogramm ein Drehbuch, auf das die Reformakteure in der Umsetzung zugreifen können und sollen. Im Bologna-Prozess fehlte dieses Drehbuch. Vielmehr zirkulieren die Texte des Bologna-Prozesses und können je nach Kontext sehr unterschiedlich interpretiert werden. Die Akteure greifen dann vor Ort nach bestem Wissen und Gewissen auf die Ressourcen zurück, über die sie verfügen, um die Bolognadokumente zu interpretieren.“ (ebd.)

Zum Zweiten nennt der Autor als eine weitere Besonderheit der Reform das hochschulpolitische Feld, „in das sich die Texte des Bologna-Prozesses kommunikativ einschreiben konnten, und das dadurch neu geordnet und hervorgebracht wurde“. (133) Um das zu erklären, bedient er sich nicht nur der Dokumente, sondern nimmt auch die Akteure im Umfeld der Hochschulpolitik in den Blick. Diese seien „Interpretationskünstler, die sich ausgehend von administrativen und politischen Texten in diskursiv aufgespannten Handlungsfeldern verorten und ausgehend von dieser Verortung selbständig weitere Handlungen durchführen, indem sie wiederum Texte unterschiedlicher Art produzieren.“ (133) Mäße zufolge gelingt es den politischen Verantwortlichen, sich im Rahmen dieses diskursiv zirkulierenden Interpretationsprozesses unsichtbar zu machen: „Der politische Akteur, den wir suchen, hat (...) ein besonderes Geschick entwickelt, sich hinter den Figuren zu verstecken.“ (25)

Dem Autor geht es weniger darum, einen sog. Schuldigen zu benennen, der für die Art der Umsetzung der Reform und ihre Ausgestaltung an den Hochschulen zur Rechenschaft gezogen werden kann. Vielmehr interessiert ihn ein sich auf seine Weise formierender Reformdiskurs, der durch Handlungs- und Sprechweisen der beteiligten Akteure produziert wird und in dessen Verlauf sich Handlungsträger durchaus ausmachen lassen. Sein Forschungsinteresse zielt also „weder auf die Interessen und Absichten der Akteure noch auf die Form der institutionellen Struktur, sondern auf die Regeln und Mechanismen der Formation diskursiver Subjektivität durch eine spezifische hegemoniale Konstellation.“ (52)

Den methodischen Zugang zu den Agenten des Feldes verschafft sich der Autor zunächst mit Hilfe der Frame-Semantik von Minsky, welche die Beschreibung zahlreicher und sich überkreuzender Policy- und Polity-Felder ermöglicht. Sie erfüllen im weiteren Fortgang der Studie zwei zentrale Funktionen: Einerseits stellen sie wichtige Hintergrundinformationen zum Untersuchungsgegenstand zu Verfügung. Andererseits bereiten sie Wissen auf, von dem der Autor sagt, dass es im Rahmen einer Diskursanalyse nicht ermittelt werden könne. Eine solches Vorgehen schafft gute Voraussetzungen für den nächsten Untersuchungsschritt, denn die „Institutionen bzw. Wissenskonfigurationen müssen aus Sicht der Diskursanalyse als heterogene, unabgeschlossene Ensembles konzipiert werden, die jenseits

des partikularen Aktes keine ontologische Existenzform ausweisen.“ (123)

Ein solches Policy-Konstrukt, das Jens Maeße anhand der Frame-Semantik beschreibt, ist zum Beispiel der Internationalisierungsframe (IF), der all die Themen bereithält, die in direkter oder indirekter Weise mit der „Internationalisierung der deutschen Hochschulen“ verbunden sind und oftmals Querverweise zum Bologna-Reformdiskurs aufweisen, so zum Beispiel der Abbau von Barrieren für ausländische Studierende oder die internationale Mobilität deutscher Studierender, WissenschaftlerInnen etc. Die Aufzählung macht deutlich, um was es dem Autor geht: Ungezählte politische Maßnahmen und institutionelle Bedingungen, die „Bologna“ betreffen, werden in tangierenden und sich überlagernden Feldern dargestellt, um so allen im Diskurs operierenden Mechanismen gerecht zu werden.

In der anschließenden Diskursanalyse nimmt sich der Autor den Wortlaut der Bologna-Erklärung vor, die am 19. Juni 1999 die Zielsetzungen einer Strukturreform der Hochschulen von vorerst 29 europäischen Staaten protokollarisch zusammenfasst und stellt fest: „Bei insgesamt 641 Wörtern enthält der Text ca. 65 Nominalisierungen (z.B. ‚Qualifizierung‘, ‚Entwicklung‘, ‚Wettbewerbsfähigkeit‘, d. Verf.) (...) Dies ist eine Quote von über 10 %. Demgegenüber können nur 14 Formen von Subjektivität (z.B. ‚wir‘, ‚uns‘, d. Verf.) gefunden werden. (...) Dies ist lediglich eine Quote von 2 %.“ (170f.) Am Ende der diskursanalytischen Darstellung der Bologna-Beschlüsse kommt Jens Maeße zu dem Schluss: „Erstens konnten weder klare Behauptungen noch handlungsweisende Forderungen herausgearbeitet werden. (...) Zweitens werden diese schwammigen Allgemeinplätze überwiegend nicht von Ministern, sondern von anonymen Äußerungsquellen verantwortet. (...) (D)rittens konnte ein Mechanismus der Aufschiebung des semantischen Kerns herausgearbeitet werden.“ (181) Für die Texte, welche die Reform begleiten und die besonders häufig aus Nominalisierungen bestehen, sei konstituierend, „dass das damit verbundene Wissen sich von selbst versteht und von niemandem verantwortet werden muss.“ (192)

Damit kommt zur Sprache, was der Autor im dritten Teil der Publikation zeigen will: „(N)icht nur die politische Programmatik und das institutionelle System, sondern auch die Art der politischen Kommunikation (konstituieren, d. Verf.) einen Universalismus (...), der als politische Form des Konsenses bezeichnet werden kann“ (155). Für das hochschulpolitische Feld gelte, dass sich spätestens seit 1990 – der Autor setzt dies mit dem Scheitern der „Untertunnelungsstrategie“ in eine zeitliche Kausalität – die Form und Dynamik des (hochschul-)politischen Diskurses veränderte. Jenseits von Parteilichkeit setze sich eine Konsenssprechweise durch, die im Gegensatz zur üblichen Vielstimmigkeit der Akteure durch den Ge-

brauch von Nominalisierungen wie „Qualität“, „Wettbewerb“ etc. gekennzeichnet ist. Eine Variante für eine solche Konsensrhetorik ist die sog. „Blumen-Technokratie“, die ihren – wie der Autor zugibt – „polemischen Charakter“ der „blumigen-affektiven“ und zugleich „technokratischen-apolitischen“ Sprechweise der Dokumente verdanke. (194) Bei den verwendeten Nominalisierungen handelt es sich um Schlagworte, auf die in Argumentationen notorisch Bezug genommen wird, über welche die Akteure nicht mehr verhandeln und die sich als quasi-natürliche Wirklichkeit im Diskurs festsetzen. Das ist auch der Grund, warum sich die Texte so technokratisch lesen. Die Nominalisierungen schwingen als implizites Wissen im Diskurs mit und die Sprecher/Verfasser treten stets als sich selbst evaluierend auf. Als vorläufiges Ergebnis fasst der Soziologe noch einmal zusammen: „Der Bologna-Prozess ist ein facettenreicher Konsensdiskurs, der durch unterschiedliche Techniken und Mechanismen sowohl die konkrete Bedeutung der Reforminhalte als auch die politische Verantwortung für die Reform unsichtbar macht.“ (233)

Mit der Durchführung der Analyse des Bologna-Diskurses und seiner politischen Kommunikation ist die Untersuchung für den Soziologen noch nicht abgeschlossen, sondern er stellt sich die Aufgabe, die bisherigen Erkenntnisse unter Berücksichtigung der Herausarbeitung „hegemonialer Effekte“ (ebd.) erneut zu betrachten. Solche Akte dominierender Wirkung könnten nach Ansicht des Autors von einer Bedingtheit des institutionellen Gefüges ausgehen. Gleich im Anschluss fügt Maeße einschränkend hinzu: „Die politische Logik des Bologna-Prozesses lässt sich (jedoch, d. Verf.) mit nationalstaatlichen Kategorien nicht mehr beschreiben. (...) Durch die diskursive Virulanz einer transnationalen Instanz ist der Ort des Politischen verschoben und im institutionellen Gefüge des bundesdeutschen Kulturföderalismus nicht mehr erkennbar.“ (243) Für den Autor sind es vielmehr die Schlagworte jener Einmütigkeitsrhetorik, die „konstitutives Merkmal des hegemonialen Feldes“ (234) werden, da sie durch die Verknüpfungen mit anverwandten Themen eine „ideologische“ Aufladung erfahren und ihre Wirkung entsprechend ihrer weiteren Verwendung im Diskurs entfalten. Die Dokumente des Reformdiskurses bieten durch die ungezählten Nominalisierungen „ein reiches Repertoire an hegemonialen Artikulationsmöglichkeiten“ (251), die durch ein „Zickzackspiel (...) globaler Eliten und lokaler Autoritäten“ in vielfältiger Interpretationsweise genutzt werden, „wobei sowohl die konkreten Inhalte als auch die politische Verantwortung dafür immer wieder hin und her geschoben werden“ (249).

Trotz der Zerfaserung politischer Verantwortlichkeit sei der Bologna-Diskurs hegemonialtheoretisch relevant, da die Sprecher/Verfasser der Texte in ein „dialogisches Verhältnis“ (239) zu den Anwesenden treten und somit den Eindruck einer „proaktiven Aura“ (250) zur Umsetzung bei ihnen hinterlassen. Und schließlich entfaltet das „präsupponierte“ Wissen (237) durch die Anwendung aufgeladener

Begrifflichkeiten seine Wirkung. Jens Maeße konstatiert also gleich im Anschluss an den Abgesang eine Rückkehr des Politischen unter den beschriebenen anderen Bedingungen: „Das Politische lässt sich niemals vollständig ausblenden, sondern fordert immer wieder sein Recht ein. Es zeigt sich an Punkten, wo der Diskurs mit sich selbst hadert, (...) das Gesagte wieder und wieder kommentiert, (...) oder auf Fragen antwortet, die niemand gestellt hat. Jeder Versuch, die Lücke zu schließen führt nur dazu, dass die Lücke woanders wieder aufreißt.“ (258) Ein Beispiel für die „empirischen Orte“ (258), wo sich diese Praktiken niederschlagen, seien die Hochschulen, die sich Bologna gegenüber misstrauisch, kritisch und widerständig zeigen. „Die Orte der Rückkehr des Politischen sind nicht fixierbar, sondern dissimilieren mit der Expansion des Bologna-Diskurses in andere Praxisfelder.“ (259) Soll heißen: Mit den Veränderungen an den deutschen Hochschulen ist es so schnell nicht vorbei. Mit den kritischen Äußerungen zum Reformprozess jedoch auch nicht.

In den letzten Monaten ist eine Vielzahl wissenschaftlicher Reflektionen zur Europäischen Hochschulstrukturreform erschienen oder im Erscheinen begriffen, die Maeße bei seiner Studie selbstverständlich nicht berücksichtigen konnte. Diese Erkenntnisse hätten ihn jedoch möglicherweise dabei unterstützt, sein Forschungsprogramm noch weiter auszubauen und auch auf Fragen einzugehen, die sich im Anschluss an den politischen Implementierungsprozess an den Hochschulen gerade im Hinblick auf die Herausarbeitung der „hegemonialen Effekte“ stellen. Angesichts des Verlaufs und der Ausgestaltung der „Bologna-Reformbemühungen“ möchte man vor allem den Angehörigen der deutschen Hochschulen die Lektüre des Buches verbindlich ans Herz legen, um ihnen die (Un-)Möglichkeit ihrer „partikularen Akte“ (245) angesichts dominierender technokratischer Verstiegheiten aufzuzeigen.

Nadin Fromm

Ulrich Bröckling, Robert Feustel (Hg.) Das Politische denken. Zeitgenössische Positionen. Bielefeld: transcript 2010.

Das Politische ist zurück! Nachdem der *Begriff des Politischen* zusammen mit seinem polarisierenden Schöpfer Carl Schmitt in Verruf geraten war, nahezu untergegangen schien, hatten im deutschsprachigen Raum alle Versuche, diesen Begriff auf zeitgenössische Probleme anzuwenden, mit dem Mythos *Carl Schmitt* zu kämpfen. Im letzten Jahrzehnt sind jedoch nunmehr eine Welle von verspäteten Übersetzungen und daran anschließende Sammelbände erschienen, die dem deutschsprachigen Publikum

retrospektiv eine rege Debatte um das Politische präsentieren. Im Mittelpunkt stand dabei eine meist französischsprachige und meist linke Geschichte des Begriffs jenseits von (zumindest expliziten Bezügen auf) Carl Schmitt.

Diese Theorien, die man mittlerweile – vergrößernd – gar als *einen* Diskurs des Politischen bezeichnen kann, lassen sich mit einigen Markierungen abstecken: Sie richten sich gegen einen Begriff von Politik, der sich am Design und der juristischen Ausdifferenzierung der Institutionen westlicher Nationalstaaten und an Konstellationen der Internationalen Beziehungen sowie tagespolitischen Meldungen abarbeitet – kurz: Politik, wie man sie lange als Gegenstand der *Politikwissenschaft* kannte. Im neuen Diskurs des Politischen dagegen wird Politik zumeist als ein Spannungsverhältnis zwischen zwei konfligierenden Momenti verstanden – einem Ordnenen und einem, das auf den Bruch dieser Ordnung drängt: Statik und Dynamik bzw. *la politique* und *le politique* (die Politik und das Politische) bei Lefort und Nancy, *pouvoir constituant* und *pouvoir constitué* (verfasste und verfassende Gewalt/Macht/Kraft) bei Balibar, Institution und Instituierung bei Castoriadis, Polizei und Politik bei Rancière, Institution und Ereignis bei Badiou.

Politik als Spannungsverhältnis zu denken ist nicht neu. Doch wird dieser Gedanke in den vorliegenden Theoremen radikalisiert. Wenn der Politik im oben genannten politikwissenschaftlichen Sinn das Politische gegenübergestellt wird, so ist damit kein weiterer abgrenzbarer (disziplinärer) Bereich gemeint, sondern das Gegenteil: das Unbegrenzbare, die noch nicht Gehörten, das noch nicht institutionalisierte und politikwissenschaftlich systematisierte – das schlichtweg *Andere* der institutionellen Politik, das ihr dennoch zugehört. An den unterschiedlichen Verwendungsweisen des Wortes *Politik* lässt sich ablesen, dass es um Bedeutungskämpfe geht: Mal bezeichnet es einen dynamischen Pol und wird der statischen, verwaltenden Polizei gegenübergestellt, mal bezeichnet es das Statische und wird mit dem Politischen (als einem dynamischen Prinzip) kontrastiert, mal bezeichnet es das Spannungsverhältnis beider Pole. Hierbei zeigt sich das paradoxe Ringen des geistes- und sozialwissenschaftlichen Diskurses um den Begriff: Der etablierten Politik soll der Alleinvertretungsanspruch für unsere politischen Belange aberkannt werden, um andere Belange als politische zu etablieren: Entgrenzung der Politik durch Begrenzung.

Unter dem Titel *Das Politische denken* versammeln Ulrich Bröckling und Robert Feustel Portraits von TheoretikerInnen und/oder deren Werken, die aus sehr unterschiedlichen Theoriekontexten kommen (z.B. Marxismus, Phänomenologie, Dekonstruktion, Literaturtheorie, Totalitarismustheorie) und bieten damit einen fundierten Überblicksband. Die AutorInnen der Port-

raits sind einschlägige Experten auf dem jeweiligen Gebiet und umreißen ihre Gegenstände einführend und präzise zugleich. Die Zusammenstellung der Texte lässt nicht nur einen spezifischen Gegenstand – das Politische – hervortreten, den Einzelbeiträge vermutlich nicht mit dieser Evidenz hätten zeichnen können, sondern verweist auch *en passant* auf die Möglichkeiten und Grenzen dieser theoretischen Entität. Dass der Band die Debatte bis zu frühen Beiträgen (z.B. von Maurice Blanchot) zurückdatiert, zeichnet ihn zudem aus. Denn die gegenwärtige Renaissance des Begriffs ist nicht dem späten Interesse an diesen frühen Beiträgen geschuldet, sondern den Schlaglichtern, die heute die prominentesten Vertreter linker politischer Theorie und Philosophie in diesem Feld setzen: Allen voran verhalf Chantal Mouffes Büchlein *On the Political* diesem kontinentalen Thema durch eine Glättung und Systematisierung zum Brückenschlag in angelsächsische Debatten. Jaques Rancière, dessen Theorem von der *Aufteilung des Sinnlichen* in Kunstdiskursen rezipiert wird, wurde mit seinem Werk *Das Unvernehmen* zum Impulsgeber für die Auseinandersetzung um den Begriff des Politischen und gar als Neubeginn der politischen Philosophie gefeiert. Auch Judith Butler ist gefragt in der Debatte um die Möglichkeiten einer politischen Theorie bzw. einer Theorie des Politischen. [1]

Der Band von Bröckling und Feustel geht aber gerade nicht von diesen Schlaglichtern aus, sondern bringt mit Autoren wie Maurice Blanchot, Claude Lefort und Cornelius Castoriadis auch Stimmen zu Gehör, die hierzulande kaum mehr oder noch nicht beachtet werden. Mit Lefort und Castoriadis, deren Biografien wie die einiger ihrer Zeitgenossen die Sequenz *Mitgliedschaft in der kommunistischen Partei Frankreichs – Kritik am Stalinismus – Bruch mit dem Marxismus* enthalten, kann das Bestehen auf die Eigenständigkeit des Politischen auch als Reaktion auf dessen bloße Ableitung von der Ökonomie im orthodoxen Marxismus verstanden werden. Dieser klare Kontrapunkt macht die Überlegungen von Lefort und Castoriadis darüber, wie eine nicht abgeleitete Entität des Politischen denkbar ist, fasslicher.

So hat Claude Lefort – im hier besprochenen Band von Oliver Marchart vorgestellt – mit der Umdeutung des Konzepts *Klassenkampf* als einen grundlegenden Antagonismus, der die Gesellschaft doppelt durchzieht – einmal als Abfolge sozialer Kämpfe und einmal als irreduzible Distanz der Gesellschaft zu ihrem eigenen Bild und ihrer Macht – wesentliche Elemente von Ernesto Laclaus Fortentwicklung der mit Chantal Mouffe entwickelten Hegemonietheorie vorweggenommen. Diese „ontologische“ Dimension des Politischen müsse nach Lefort auf der „ontischen“ Bühne der mitunter banalen Politik repräsentiert werden. Er insistiert geradezu auf Repräsentationen als *conditio sine qua non* von Politik: „So wie eine Gesellschaft ohne Macht unvorstellbar ist, so kann es keine Macht ohne Repräsen-

[1] Vgl. Butler, J./Laclau, E./ Zizek, S. (2000) *Contingency, hegemony, universality. Contemporary dialogues on the left*. London: Verso (Phronesis). Vgl. Butler, J. (1992) *Feminists theorize the political*. New York: Routledge.

tation geben – ergo: kein sozialer Raum ohne die Inszenierung einer ‚Quasi-Repräsentation seiner selbst‘.“ [2] Der nicht unproblematische Zug, der Repräsentation – und damit ist mitunter auch die parlamentarische gemeint – eine konstitutive Rolle einzuräumen für die Reformulierung von und den Zugriff auf die gesellschaftlichen Belange, findet sich insbesondere bei Laclau und Mouffe aber auch bei Rancière. Repräsentation ist dabei nicht zu verwechseln mit den indirekten Formen der Demokratie, auf die elitistische Demokratietheorien bestehen. Sie ist vielmehr im erstgenannten Sinne ein Charakteristikum der Theorien des Politischen, weil sie, vor jeder Überlegung über wahre Bedürfnisse oder falsches Bewusstsein, grundsätzlich mit der Verzerrung jeder Artikulation rechnet.

Als Opposition gegen die marxistische Suspendierung der Politik, d.h. gegen ihre Degradierung zum falschen, bloß Äußerlichen der Produktionsverhältnisse, lässt sich auch die Unternehmung von Castoriadis verstehen, der von Robert Seyfert porträtiert wird: *Die Gesellschaft als imaginäre Institution* zu denken heißt, etwas dem verrechenbaren und bezeichnenbaren Symbolischen (und damit auch den bestimmbareren Produktionsverhältnissen) Vorgängiges zu konstatieren. Castoriadis' brachiale Metapher vom *Magma*, aus dem sich unbegrenzt identitätslogische Mengen bestimmen lassen, deutet dabei schon das Urgewaltige an, das viele der Zuschreibungen zum Politischen assoziieren: Das Politische ist undarstellbar, es entzieht sich, ist unvorhersehbar etc. Castoriadis betont das Prozesshafte des gesellschaftlichen Seins, in dem sich die imaginäre Dimension der Gesellschaft – verstanden als kollektive kreative Aktivität – wieder als etwas Symbolisches bzw. zu Institutionen verfestigt. Dieses Wechselspiel zwischen dem Prozess der Instituierung und deren Ergebnis (Institutionen) gelte es in Bewegung zu halten, während die überbordenden Bürokratien es stillzustellen suchen.

Es scheint, dass mit der Analyse des Politischen die Forderung nach dessen Dynamisierung einhergeht. Sie findet sich auch in der Formulierung, mit der Robin Celigates das Unternehmen von Etienne Balibar überschreibt: Demokratisierung der Demokratie. (Balibar repräsentiert in dieser Zusammenstellung am deutlichsten den Zusammenhang jeder Theorie des Politischen mit dem Problem der Alterität, wie es sonst etwa von Spivak präsentiert wird.) Hinter der Forderung nach Dynamisierung, so kann man unterstellen, steckt auch die etwas überstrapazierte und abstrakte Feststellung, dass jede Ordnung kontingent ist und auf Ausschlüssen basiert. Da moralische Überlegungen, die vielleicht eine Bewertung der Ausschlüsse als akzeptabel oder inakzeptabel liefern würden, aus dem Diskurs des Politischen kategorisch ausgeschlossen sind, bleibt der intuitiven Gerechtigkeit nur, das Tempo der Wechsel zu erhöhen, damit Ausschlüsse temporär bleiben.

[2] Lefort, C. (1990) Die Frage der Demokratie. In: Rödel, U. *Autonome Gesellschaft und libertäre Demokratie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 281-297. Zit. nach Marchart im besprochenen Band, 23.

Dem Gestus des Öffnens und Offenhaltens sind natürlich auch Derrida und Deleuze/Guattari verpflichtet, wenn sie von Susanne Lüdemann und Paul Patton danach befragt werden, wie das Politische von ihrer Perspektive aus zu denken wäre. Die Idee des Öffnens/Offenhaltens ist für sich genommen mitunter problematisch, insbesondere für Theorien des Politischen, da diese damit nicht mehr trennscharf von anderen Theorien des Sozialen zu unterscheiden sind, die sich der Deessenzialisierung als Leitbegriff bedienen. Es ist anzunehmen, dass die Politik oder wahlweise das Politische wesentliche Faktoren im Zusammenspiel zwischen Deessenzialisierung und Reessenzialisierung darstellen, wobei Letzteres wohl hieße, dem Menschen oder einigen Menschen bestimmte Eigenheiten zu unterstellen und aus diesen Forderungen für die Einrichtung des Gemeinsamen abzuleiten. Wenn das auch für Theoriepolitik gilt, stellt sich die Frage, wie lange es sinnvoll ist, nur Deessenzialisierung zu betreiben und damit notwendigerweise die Reessenzialisierung Anderen zu überlassen.

Dass in diesem Band die eine Seite des Spiels so stark hervortritt, ist wohl Verschiedenem geschuldet: Zum Ersten dem einführenden Charakter des Bandes. Die AutorInnen arbeiten mit den jeweiligen TheoretikerInnen, die sie vorstellen, jeweils aufs Neue gegen den landläufigen Begriff von Politik. Zum Zweiten offenbart die Einführung der Theorien unter dem Titel *Das Politische denken* auch die systematischen Schwierigkeiten, die das Denken einer Entität (*das Politische*) birgt, die eigentlich nichts anderes ist als das jeweils Andere der Sphäre der Notwendigkeit (Arendt), der bloß subjektiven Freiheit, des Gesetzes der Institution und des Systems. Das Politische als Begriff ist eben auch eine dankbare Projektionsfläche.

Vincent Schmiedt